

2.

Nun kann man sicherlich darüber streiten, ob man die Wette zwischen Hase und Igel unter diese Kategorie fassen möchte. Unbestreitbar ist aber wohl, dass man nicht über Tempo sprechen kann, ohne auch auf den Sport zu schauen. Und das gilt nicht nur für eine Anhängerin des SV Werder Bremen, bei dem ein Spieler mit dem Spitznamen »Kugelblitz«, der aus der erstaunlichen Verbindung von Statur und Schnelligkeit rührte, in einigen Saisons für Torsegen und damit Seelenheil gesorgt hat.

Beim Sport, vielleicht weil es in ihm so permanent um Rekorde und Hundertstelsekunden geht, um das minutiös messbare Tempo also, schlagen die Emotionen besonders hoch aus. Komik ist allerdings weniger an der Tagesordnung. Vielmehr fließen Tränen, der Rührung oder der Verzweiflung. Und was Sportverächter womöglich übersehen: Die Tränen gelten dabei zwar auch dem vergeigten Tempogegegensatz des eigenen Teams. Aber allzu oft auch den gesellschaftspolitischen Zäsuren, die sich auf dem Sportplatz manifestieren.

Etwa dieser: 1984, Los Angeles. Zum ersten Mal sind Frauen bei den Olympischen Spielen in der Disziplin Marathon zugelassen. Im Feld der Teilnehmerinnen: die damals 39jährige schweizerisch-US-amerikanische Läuferin Gabriella Andersen-Schiess. Die Bilder, die von ihrem Lauf überliefert sind, haben wenig mit der Vorstellung von dynamischer Athletik zu tun. Andersen-Schiess hat bei sengender Hitze und extremer Luftfeuchtigkeit die letzte Trinkstation verpasst und erreicht vollkommen dehydriert das Los Angeles Memorial Coliseum.

Sie wankt, der Körper schief verrenkt, über die Laufbahn, wehrt Versuche von Helfern ab, sie zu unterstützen – was eine Disqualifikation bedeutet hätte. Was sie hört, so jedenfalls erzählt sie es später in Interviews: den unterstützenden Jubel von den Rängen. »Ich hatte nur noch diesen Gedanken: Solange ich laufen kann, komme ich ins Ziel. Ich war davon überzeugt, dass ich es schaffe. Es war eine Frage des Willens.«

Schaut man sich heute die Bilder an, dann wirken sie beinahe alptraumgleich: als würde eine Marionette, deren Fäden sich verheddert haben, in Slow Motion über die Kunststoffbahn stolpern, ja stottern. Mal längs, mal quer zu den Begrenzungslinien. Der Wille, von dem Ander-

sen-Schiess, die sich erstaunlich rasch von den Strapazen des Laufs erholte, nachdem sie hinter der Ziellinie sofort medizinisch versorgt wurde, sprach, ist aber natürlich nicht nur auf ihr Durchhalten als Sportlerin bezogen. Man muss es auch als symbolische Geste verstehen in einem Jahr, als Frauen erstmals zugestanden wurde, eine Disziplin wie den Marathon auch olympisch zu bestreiten. Auch Andersen-Schiess wollte beweisen, dass Frauen die 42,195 Kilometer unter Wettkampfbedingungen bewältigen konnten.

Weltpolitisch noch weitaus symbolischer – wenngleich tragischerweise ohne nennenswerte politische Wirkung – war ein Auftritt ein knappes halbes Jahrhundert zuvor, im Berlin des Jahres 1936. Drei Jahre bereits ist die menschenverachtende, rassistische Propaganda der Nationalsozialisten schon offizielle Staatsräson, als hier die Olympischen Spiele ausgetragen werden. Der schwarze Leichtathlet Jesse Owens reist trotz der politischen Umstände im August nach Deutschland, ins Land jener, die ihn zum »Untermenschen« erklären. Drei Medaillen, so erklärt der 1913 Geborene an Bord des Schiffes vor der Abreise nach Europa, will er wieder mit nach Hause nehmen.

Am 9. August gewann er die vierte Goldmedaille, über 4 mal 100 Meter, zuvor im Weitsprung, über 100 Meter, über 200 Meter. Zudem hat er während der Spiele viermal den olympischen Rekord und zweimal den Weltrekord erzielt. Auch wenn es Owens um den Sport ging: Konnte man den Ungeist der nationalsozialistischen Ideologie besser vorführen als durch Owens siegreiche Läufe im Berliner Olympiastadion?

Aber offenbar waren die fanatischen Massen da schon taub und verblendet. Oder einfach nur opportunistisch. Wenige Jahre zuvor hätten sie zweifelsohne Jesse Owens als Helden gefeiert. Denn was er konnte – Geschwindigkeitsrekorde brechen – galt in der Weimarer Republik als Offenbarung. (Man kann sich eigentlich gar nicht ausdenken, dass nach dem Zweiten Weltkrieg, 1950, ein kleiner, aber immerhin als robust geltender Transporter in Serie ging und ausgerechnet den martialischen Namen »Tempo Matador« bekam.)

Die 1920er Jahre haben die Geschwindigkeit nicht erfunden, aber sie haben sie zur Marke gemacht. In diesen Jahren galt es, modern zu sein, urban, was immer auch hieß: amerikanisch. Tempo war ein Lebensgefühl und ein

Image, mit dem man sich selbst gern schmückte. Davon zeugt nicht zuletzt auch die Mode von Freizeitvergnügen wie einem Besuch des Sechstager Rennens oder von Tanzshows wie jene der legendären Tillergirls, Ausbund von Dynamik und Sportlichkeit.

Der Ullstein-Verlag gab unter dem Titel *Tempo* von 1928 bis 1933 eine Tageszeitung heraus, die sich vor allem an ein junges, modernes Publikum richtete. (Nicht zu verwechseln mit dem Magazin *Tempo*, das von 1986 bis 1996 einmal pro Monat Lifestyle zelebrierte, oder den zahlreichen, auch international erscheinenden Blättern, die sich in den vergangenen Jahrzehnten diesen Namen gaben). Teilen musste sich das Blatt – bzw. alle Blätter – den Namen mit den neu auf den Markt gekommenen Einweg-Papiertaschentüchern, die zwar Schnellebigkeit zum Prinzip erhoben, aber sich durch eine beeindruckende Konstanz auszeichnen: Der 1929 geschaffene Schriftzug der Tempo-Packungen wurde 1951 das letzte Mal überarbeitet und hält sich bis in die Gegenwart.